



Allerösterreichisches Blatt.

Nr. 40.

Samstag

den 3. October

1829.

Forschung nach Wahrheit.

Forschendes Leben! dich vergleich ich einer
Zimmer finstern Nacht, — es glänzen keine
Sterne, keine freundliche Luna leuchtet
Durch das Gewölke.

Schelmische Masken, eitle Truggestalten
Blicken zweifelgebährend durch die Schatten,
Zeigen kleine Flämmchen mir, — aber löschen
Plötzlich sie wieder.

Körperlich' Auge! nach der Nächte Dunkel
Sind die Tage gewähret, — ew'ger Nebel
Aber hüllt das Geistige ein, — bis sich das
Irdische schließt.

Carl Freiherr v. Reichenstein.

R i n g e.

Ringe hat man schon im tiefsten Alterthume getragen. Wann sie aber in Gebrauch gekommen sind, weiß man eben so wenig, als wer den ersten Kranz geflochten hat. Die Hebräer und Aegyptier bedienten sich schon derselben in den frühesten Zeiten. Von den Aegyptiern erhielten sie die Griechen und von diesen die Völkerschaften Italiens. Von den Creusern erhielten ihn die Römer.

Die Römer bedienten sich in den ersten Zeiten ihrer Republik, sammt den alten Deutschen und andern Völkern bloß eiserner Ringe. Goldene Ringe waren anfänglich nur eine auszeichnende Zierde Derjenigen, wel-

che in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte abgeschickt wurden. In der Folge trugen sie die römischen Senatoren und Ritter zur Auszeichnung vor andern Ständen. So erzählen die alten Geschichtschreiber, daß der Karthaginensische Feldherr Hannibal nach der für die Römer so verderblichen Schlacht bei Cannä drei Meilen goldener Ringe nach Karthago geschickt habe, die den in dieser Schlacht gebliebenen römischen Rittern abgezogen wurden.

Die römischen Damen beneideten bald diese ausgezeichneten Männer um die goldenen Ringe, welche Ersteren durch ein Gesetz untersagt waren; die eisernen, die sie bis dahin getragen hatten, waren ihnen eine zu geringe Zierde. Ihre Eitelkeit nahm zum Silber ihre Zuflucht. Eisernen Ringe blieben dann nur das Eigenthum der Sklaven, außer daß man sie auch als Zeichen der Tapferkeit an den Fingern jener Krieger erblickte, welche als Helden auf dem Triumphwagen das Fest der Siege feierten.

Wie in den römischen Staaten Pracht und Verschwendung zunahmen, und eben dadurch die Sitten verschlimmert wurden, hielt man es mit den goldenen Ringen auch nicht mehr so genau. Ganz gemeine Weiber erlaubten sich dieselben zu tragen; nach und nach hatte man eine völlige Ringsucht, wo man beide Hände so in Gold einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenk rechts und links seinen Ring hatte. Man kann sich vorstellen, welche Lust und Fertigkeit zur Arbeit dergleichen geharnischte Finger werden gehabt haben. Was sind die braven Römerinnen, die Mütter der Gracchen, der Scipione und aller der Helden — durch Reichthum und Wohlleben verführt — geworden?

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes war aber nie, ein Gegenstand des Schmuckes zu seyn, sondern er enthielt das Pottschaff. Nur durch dieses sollte der Ring zieren. Eben in dieser Beziehung ist er ein so übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Braut einen Ring als heiliges Zeichen, daß ihr wechselseitig gegebenes Wort unverbrüchlich, hiermit so gut wie gesiegelt sei. Die Bedeutung hatte der Ring bei den Hebräern, bei den Griechen und Römern, so wie bei allen den ältesten Völkern, deren die Geschichte erwähnt, so, daß der Gebrauch, Ansprüche des Herzens bei Verlobten durch Ringe zu verpfänden, schon eine sehr alte Sitte war, als das Christenthum sich verbreitete.

Das Wechseln der Ringe unter den Verlobten hatte bei allen diesen Völkern keinen weitem Bezug auf Religion, als diese die Erfüllung des gegebenen Wortes befiehlt. Deshalb konnten die Christen den bedeutungsvollen Ring auch unbeschadet ihrer Religionsbegriffe beibehalten. Und wie er vordem bloß zum Unterpfande der Verlobung diente, ohne bei den Ceremonien der Vermählung bei dem Altare selbst von Gebrauch zu seyn, so suchte man die Wichtigkeit des durch den Ring besiegelten Versprechens dadurch zu erhöhen, daß man die Brautringe bei der Verehelichung öffentlich einsegnete, gleichsam als ob man die Verlobung des neuen Paares nochmals vor den Augen der versammelten Gemeinde bestätigte. Dieser Gebrauch hat sich bis auf unsere Zeiten in der Christenheit erhalten, die Brautringe werden bei dem Altare von dem Priester eingesegnet, und von den Brautleuten gewechselt.

An welcher Hand man den Ring führte, war übrigens nicht bei allen Völkern einetlei. Die Juden hatten ihn an der rechten, die Griechen und Römer an dem vierten Finger der linken Hand, und zwar aus der Ursache, weil dieser Finger eine Ader enthalten soll, die mit dem Herzen in genauer Verbindung steht. Den Ring hingegen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein Zeichen eines freien und unsittlichen Lebens gehalten.

Wenn bei uns auch Leute von alter rechtlicher Denkungsart den Brautring in hohen Ehren halten, so gibt es doch viele andere, welche Ringe bloß der Zierde wegen tragen, und mehrere Finger jeder Hand, ja manchemal alle fünf in Ringe einflammern; eine traurige Bemerkung, wenn man sie an der Hand einer Hausmutter erblickt, welche die Kinder pflegen, die Wäsche und Kleidung reinigen und die Küche besorgen soll. Wie manche nützliche und höchst nothwendige Arbeit unterbleibt des Ringes wegen, an wie vielen Beschäftigungen hindert er. Er mag immer die wohlthätige

Hand der adelichen Damen zieren, denen die allgemeine Sitte eine Auszeichnung an Kleiderpracht und Schmuck sehr gern vergönnt, und die einen andern Wirkungskreis als die bürgerliche Hausmutter hat.

Nie aber legte der hohe Adel einen so entschiedenen Werth auf Ringe und Schmuck, als manche eitle Dame aus dem Volke, die oft den jahrelangen Schweiß ihres Mannes an ihren Fingern trug, und der in dem schimmernden Diamanten seiner Gattinn nur verlegte Pflicht gegen Gatten und Kinder, die Abnahme seiner Vermögensumstände, ja selbst zerrüttetes Hauswesen erblicken konnte.

Im Mittelalter bebiente man sich der Ringe zum Siegeln, welche oft die schönsten und kostbarsten Steine einfaßten, die sehr künstlich gravirt waren.

Symbole der Monate an den Steinen der goldenen Frauenringe. Sie tragen: im Januar Diamant, — Februar Rubin, — März Saphir, — April Topas, — Mai Smaragd, — Juni Amethyst, — Juli Aquamarin, — August Chrysolith, — September Granat, — October Hyacinth, — November Opal, — December Perle,

Ein Wunderknabe in Palermo.

Palermo besitzt gegenwärtig eines jener Wunderkinder, die, ob sie gleich nicht außerordentlich selten sind, doch immer sehr interessante Erscheinungen bleiben. Der siebenjährige Vinzenz Zuccaro löst zum großen Erstaunen der Gelehrten und Layen die schwierigsten arithmetischen Aufgaben auf der Stelle. Am 30. Januar d. J. bestand er im Pallast der Akademie des guten Geschmacks eine Prüfung vor einer sehr zahlreichen Versammlung; zwei Professoren führten das Protocoll dabei. Der Kleine löste eine Menge der schwersten Fragen; wir führen nur zwei der einfachsten an: 1) Ein Schiff ist um Mittag von Neapel nach Palermo absegelt, und macht zehn Meilen in der Stunde; ein anderes macht sieben Meilen, und ist im nämlichen Augenblick von Palermo nach Neapel unter Segel gegangen. Zu welcher Stunde begegnen einander die beiden Schiffe, und wie viel Meilen hat jedes gemacht? wenn es von einer Stadt zur andern 180 Meilen ist, — Der Knabe antwortete sogleich: »Das erste hat 105 15/17 Meilen, das zweite 74 2/17 Meilen gemacht.« Man bemerkte ihm, er habe nicht gesagt, zu welcher Stunde die Schiffe einander begegnen seien. — »Nun, das versteht sich,« antwortete er; »10 10/17 Stunden nach der Abfahrt.« Diese Antwort war allerdings schon in der ersten enthalten, und das Kind meinte, die Gesellschaft sehe diese nothwendige Verknüpfung so gut ein,

wie es selbst, und hielt für unnöthig, es anzugeben. 2) In drei Stürmen nach einander ist der vierte, dann der fünfte, endlich der sechste Theil der Stürmenden geblieben, und nun sind ihrer noch 138. Wie viel waren es Anfangs? Antwort: 360. »Wie hast Du diese Zahl gefunden?« — »Wären ihrer 60 gewesen, so wären nach den Stürmen 23 übrig geblieben; 25 ist aber der sechste Theil von 138; also waren es Anfangs sechs Mal sechzig Mann, d. h. 360.« — »Warum kamst Du aber gerade auf 60, und nicht auf 50, 70 u. s. w.« — »Weil weder 50 noch 70 sich weder mit 4 noch mit 6 theilen lassen.« Der Knabe verfährt also beim Rechnen nicht nach der gleichsam mechanischen Weise der gewöhnlichen Rechner. Die Regierung will den Wunderknaben vernünftig erziehen lassen. Leider entsprechen aber solche Erziehungen von Regierungswegen nicht immer ihrem Zwecke.

Künstliche Magnete.

Öffentliche Blätter Deutschlands enthalten Folgendes: »Dr. Keil aus Langensalza, welcher sich jetzt in Straßburg aufhält, hat die wichtige Erfindung gemacht, künstliche Magnete von einer stärkern Wirkung zu verfertigen, als man sonst selbst mit den größten Durchmessern hervorbringen konnte. Es gelang ihm, mit diesen künstlichen Magneten mehrere, im Nerven-System liegende Krankheiten vollkommen (?) zu heilen. Die stärksten Magnete, welche man bisher aufstellen konnte, waren nur im Stande 40 Kilogramme zu tragen, dabei aber von einem großen Umfange; ein nach dem Verfahren des Hrn. Dr. Keil angefertigter wiegt nur 1 $\frac{1}{2}$ Kilogr. und hebt 20 Kilogramm; er heftet indeß sogar einen, welcher 218 Kilogramm trägt. Dieser Letztere, so wie die meisten künstlichen, ist in Hufeisenform, besteht aus 9 Blättern und wiegt 135 Kilogr. bei 0,43 Meter Länge. Referent sah jenes ungeheure Gewicht vom Magnet heben und festhalten, und Hr. Keil versicherte, daß er einen anfertigen wolle, der 1,000 Kilogr. tragen und doch nach Verhältniß dieser Last nicht unbehilflich groß seyn solle; er kann auch alte wieder in Stand setzen, sie sind aber nicht so brauchbar als die auf neue Art gefertigten. Die ganze Entdeckung ist indeß nicht bloß für den Naturforscher wichtig, sondern auch für den Arzt von großem Werth. Obwohl man den Einfluß des Magnetismus auf den thierischen Körper längst kannte, so war doch die Wirkung der Magnete wegen der geringen Kraft der angewandten Stäbe höchstunbedeutend. Die so sehr kräftigen des Hrn. Keil haben dagegen erstaunliche Wirkungen hervorgebracht, und sind in der Heilung mancher Übel thätig gewesen. Die heftigsten rheumatischen

Schmerzen wurden augenblicklich (?) gestillt, Epilepsie, die nicht von organischen Verletzungen herrührte, Magenkrämpfe, Augenschwäche, Flecke auf der Hornhaut, Flüsse vor den Ohren, Zahnschmerzen, schmerzhaftes Krämpfe u. dgl. wichen bei dem Gebrauch dieser Werkzeuge. Außer diesen ärztlichen Versuchen will Hr. Keil noch welche über die Natur des Magnetismus anstellen, und welche Bemerkungen er dabei machen wird, öffentlich mittheilen. Wenn seine Vermuthungen sich bestätigen, dürften die bisherigen Lehrsätze in diesem Punct eine große Umwandlung erfahren.«

Der Araber und sein Ross.

Unter diesem Titel hat der Circus Olympicus in Paris unlängst von der Erfindung eines der Stallmeister desselben, Hrn. Paul, ein Spectakelstück gegeben, das ein merkwürdiger Beweis von Pferde-Dressur ist. Der Inhalt des Stückes ist: Araber verfolgen den Häuptling eines Stammes. Durch die Schnelligkeit seines Pferdes gelingt es ihm, ihnen zu entkommen. Die Räuber erreichen ihn indeß am Ende; es kommt zum Gefechte; die Räuber werden in die Flucht geschlagen und einer von ihnen drückt zuletzt noch eine Pistole auf das Pferd des Arabers ab. Dieses stürzt; der Araber ist außer sich über diesen Unfall; er verbindet die Wunden des Pferdes, flößt ihm etwas Stärkendes ein, das Pferd kommt wieder zu sich, und fängt an, die Liebkosungen seines Herrn zu erwidern. Die Räuber kommen abermals zurück; der Araber, den sein Freund, der bisher bei ihm war, in Stich läßt, bleibt allein, unterliegt der Menge und wird todt zu Boden gestreckt. Kurz nach der Entfernung der Räuber kommt das Pferd zu sich, es will ihnen nachsetzen, erblickt aber den Körper seines Herrn, bleibt stehen, und gibt nun durch Zeichen seine Betrübniß über den Verlust seines Gebieters zu erkennen, den es durch seine Liebkosungen vergeblich wieder in das Leben zurückzurufen versucht. (Diese Scene ist so vortrefflich, daß man mehrere Zuschauer Thränen dabei vergießen sah. Hiemit schließt indeß das Drama nicht.) Die Räuber nehmen den Leichnam des Überwundenen mit, und das Pferd folgte mit gesenktem Kopf und allen Zeichen der Traurigkeit den Überresten seines Gebieters zu Grabe.

Bier aus grünen Erbsenschoten.

Die grünen Erbsenschoten enthalten eine solche Menge Zuckerstoff, daß sie, nach vorausgegangenem Kochen sowohl im Geschmacke, als auch im Geruche, eine, dem ungegohrnen Biere ähnliche Flüssigkeit lie-

fern. Verschafft man nun denselben durch den Zusatz von Salbey oder Hopfen den angemessenen Grad von Bitterkeit, und überläßt man sie dem gewöhnlichen Gährungsprozesse, so erhält man ein sehr gutes Getränk. Die Bereitung ist sehr einfach. Man wirft eine gewisse Quantität Schoten in einen Kessel, übergießt sie mit so viel Wasser, als nöthig ist, damit sie bedeckt werden, und setzt sie 3 Stunden hindurch dem Feuer aus; hierauf filtrirt man die Flüssigkeit, setzt die gehörige Quantität Salbey oder Hopfen hinzu, und läßt sie wie das Bier gähren. Salbey ist besser als Hopfen zu gebrauchen. Wenn man nun in die bereits gekochte Flüssigkeit eine weitere Quantität Erbsenschoten, bevor jene noch rein ausgekühlt ist, gegeben hat: so erhält man ein Getränk, welches einem guten Bier nicht nachsteht.

A n e c d o t e n .

In Paris wurde ein neues Stück ausgepocht. Ein einziger Mann klatschte. — „Wie können Sie klatschen,“ fragte ihn sein Nachbar, „da alles pocht und pfeift?“ — „Nun ja,“ erwiderte er, „ich klatsche den Vochern und Pfeifern meinen Beifall.“ —

Ein lockerer Kumpan, auf dem Krankenbette liegend, stieß in Gegenwart seines Arztes einen tiefen Seufzer aus. „Was schmerzt Sie denn so sehr?“ fragte theilnehmend der Aesculap.

„Ach, lieber Herr Doctor, der Gedanke aus der Welt gehen zu müssen und so viele Schulden zu hinterlassen! Wenn sie mir das Leben nur so lange erhalten könnten, bis ich meine Gläubiger befriediget habe, dann wären alle meine Wünsche erfüllt.“

„Seyn Sie ruhig,“ entgegnete der Doctor, „solch frommer Wunsch wird in Erfüllung gehen; Sie werden schon darum mit Gottes Hülfe genesen, und leben, bis Sie diese Schulden getilgt haben!“ — „Das gebe der Himmel!“ stöhnte der Kranke, „dann bleibe ich gewiß unsterblich!“ —

C h a r a d e .

(Zweifelbig.)

Noch kein Auge hat mein Erstes ganz geseh'n,
Durch das Zweite lernten Menschen sich versteh'n,
Doch seitdem mein Ganzes sie erkanden
Haben sie nur schlechter sich verstanden.

Carl Freiherr v. Reichenstein.

T h e a t e r b e r i c h t .

Freitag am 25. September, wurden die beiden, bekanntlich sehr guten kleinen Lustspiele „Das war ich“ und „Der häusliche Zwist“ sehr brav und gerundet gegeben. Nach jedem Stücke tanzte Delle. Virginie Kenebel, ein höchstens neunjährig scheinendes Mädchen verschiedene Charactertänze mit einer wirklich bewunderungswürdigen Grazie, Leichtigkeit und Kunst, sie wurde daher auch wiederholt gerufen, und dankte sehr artig — in französischer Sprache.

Samstag am 26. September, wurde hier zum ersten Male „Der beste Ton,“ ein Lustspiel in vier Aufzügen, von Carl Döpler, gegeben. Dieses Stück, worin acht Personen auch soviel verschiedene Charactere mit wirklich ausgezeichnete Präzision im Conversationstone darstellen, ist sehr brav geschrieben, und sowohl in seinen Anlagen, als — Entwicklungen überraschend. Es erhielt daher auch, da es sehr lebhaft, gemüthlich und richtig dargestellt wurde, den so rauschenden als ungetheilten Beifall des ziemlich zahlreichen Theaterpublicums. Die Wahl dieses in jeder Hinsicht vorzüglichen Lustspieles macht den Herren Unternehmern Ehre, und Dieses, wie jedes — Solche wird immer auch bei einer wiederholten Vorstellung das Haus füllen.

Sonntag am 27. September, sahen wir den „Tanzmeister Paurel“ eine Localposse mit Gesang, in drei Acten, von K. Karl. Ein Svoctafestück für das sonntägige Publicum berechnet, welches zwar von keinem Vorthe ist, jedoch die Lachlust des selben reizte. Hr. Polka (als Tanzmeister Paurel) und Hr. Hörnlein (als Vorgeiger Wolfert), als Hauptobjecte: Personen trugen durch ihre Bemühungen und ihr richtiges Spiel das Meiste bei, — das Ganze erträglich zu machen. Dagegen hatten wir einen Hochgenuss in der, von Delle. Henkel v. i. vorgetragenen Arie nebst Variatioⁿ auf das bekannte Thema: „nel cor piu non mi sento“

welche vom gegenwärtigen Publicum mit dem rauschendsten Applause gewürdigt wurde. Das Theater war übrigens voll.

M n.

Montag am 28. September, wurden die beiden kleinen Stücke: „Der gerade Weg der beste,“ und „Die Zerstreuten,“ vorzüglich Ersteres — sehr brav gegeben. Nach jedem Stücke tanzte Delle. Virginie Kenebel, als Jungfrau von Orleans und als Kosake, verschiedene Charactertänze. Auch in diesen Darstellungen entwickelte dieses liebenswürdige Kind eine, in seinen Jahren so seltene Gewandtheit, als Grazie und Kunst. Der allgemeine Beifall des gegenwärtigen, leider nicht sehr zahlreichen Theaterpublicums wurde ihr zu Theil, und sie wurde wiederholt gerufen. Das Theater war kaum halb voll.

M — b.

Dienstag am 29. September. „Die berühmte Widerspenstige,“ bearbeitet von Hollein, in vier Aufzügen, wurde sehr brav und vollendet gegeben. Hr. und Mad. Palmer, Ersterer (als Oberst von Kraft) und Letztere (als Fräulein Franzisca) so wie Hr. Köppl (als Baron von Grommer) und Hr. Hörnlein (als Dr. Wosling) leisteten Vorzügliches; leider war jedoch das Theater sehr leer.

M — b.

T h e a t e r .

Heute den 3. Oct.: Zur Allerhöchsten Namensfeier Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers: „Habsburgs Erbsöhne.“ Historisches Gemälde. (Neu.)

Morgen den 4. Oct.: „Agnes Bernauer.“ Ritterschauspiel.